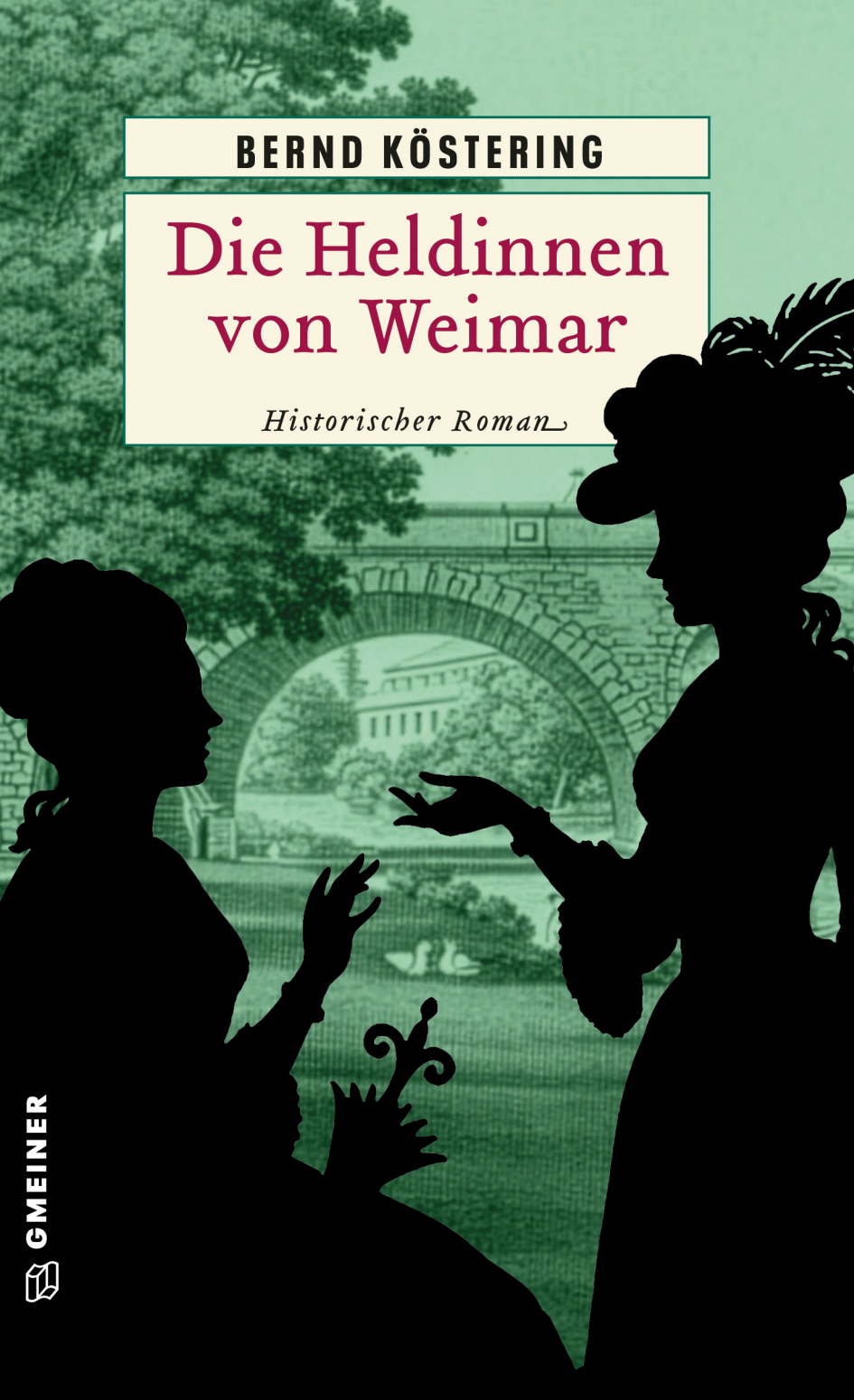


The background of the book cover is a green-tinted illustration of a park scene. In the foreground, two women in 18th-century attire are shown in silhouette, facing each other in conversation. The woman on the right wears a large, ornate hat with a feather. In the background, a stone bridge with a large archway spans a body of water. Through the archway, a classical building with columns is visible. Trees and foliage are scattered throughout the scene.

BERND KÖSTERING

Die Heldinnen von Weimar

Historischer Roman

BERND KÖSTERING

Die Heldinnen
von Weimar

BERND KÖSTERING

Die Heldinnen von Weimar

Historischer Roman

GMEINER



Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: © Susanne Lutz unter Verwendung eines Stichs von Georg Melchior Kraus: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Paul_Fischer_-_Parti_fra_Vesterbrogade_ved_Axelborg_og_Frihedsst%C3%B8tten_en_regnvejrsdag.png?uselang=de
ISBN 978-3-7349-3725-5

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

ab Seite 356 finden Sie eine Auflistung der historischen Persönlichkeiten, die in diesem Buch eine Rolle spielen. Alle in der Liste nicht erwähnten Figuren des Romans sind fiktiv. Weiterhin enthält der Roman Begriffe, die heutzutage nicht mehr gebräuchlich sind oder zum thüringischen Sprachschatz zählen, sowie Orte, die heute andere Namen tragen. Sie können eine alphabetisch sortierte Erläuterung dazu ab Seite 364 einsehen.

Um Sie an die Stimmung in Weimar und Jena zur Handlungszeit des Romans (1805) heranzuführen, habe ich einige Wörter in der damaligen Schreibweise belassen, so zum Beispiel »Teutsche Lande« (»Deutschland«), »Canzley« (»Kanzlei«) oder »Guitarre« (Gitarre).

Bernd Köstering im Sommer 2025

TEIL I:
Juni 1805

1. Von Büchern und Buchliebhabern

Weimar, Mittwoch, 12. Juni 1805

Oswin liebte Bücher. Allein ihr Geruch löste in ihm eine Verzückung aus, die er selbst bei der intimen Begegnung mit einer Frau nicht erleben würde. Das war seine feste Überzeugung, auch wenn ihm die Erfahrung des Vergleichs fehlte.

Er streifte durch das Grüne Schloss. Seit fast vierzig Jahren war hier die herzogliche Bibliothek untergebracht. In dieser Zeit hatten sich über sechzigtausend Druckwerke angesammelt. Das Zentrum des Buchtempels war der Rokoskosaal. Oswin kannte jede Ecke dieser ehrwürdigen Räumlichkeit. Oft schlenderte er zwischen den Stellagen umher, strich mit seinen Fingern zärtlich über die Buchrücken und freute sich daran, sie insgeheim sein Eigen zu nennen. Leider brachte dieser Bibliothekar Christian Vulpius alles durcheinander. Er wollte die Druckwerke zählen, ordnen und katalogisieren. Dabei hätte er nur Oswin fragen müssen, er kannte die geheime Ordnung seiner Lieblinge, auch ohne schriftliche Aufzeichnungen. Gegen Vulpius konnte sich Oswin allerdings nicht durchsetzen, da er der Bruder von Christiane war, der Frau des Geheimraths von Goethe. Genau genommen war sie gar nicht seine Ehefrau, denn sie lebten ohne Trauschein in dem großen Haus am Frauenplan. Insofern war Vulpius auch kein Verwandter des bekannten Dichters, aber er benahm sich so.

An diesem Mittwochvormittag regnete es heftig. Ein beständiger Landregen lag über Weimar, und Oswin hatte den Eindruck, dass dieser nicht so schnell aufgeben würde. Demzufolge war der Andrang der Lesewilligen minimal, gegen Mittag schien sich niemand mehr im Rokokosaal aufzuhalten. Sogar die Arbeiten am Anbau, der das Grüne Schloss mit dem benachbarten Turm verbinden sollte, waren zum Erliegen gekommen.

Oswin hatte freie Bahn. Er konnte sich im Gebäude bewegen, wie es seiner Lust entsprach. Kein Bibliothekar und kein Geheimrath störten ihn. Gedankenverloren pilgerte er über die erste Galerie.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. Schritte. Ungleichmäßige Schritte, wie die einer hinkenden Person. Oswin versteckte sich hinter den Büchern zum Anbau von Feldfrüchten. Dann sah er sie. Auf der gegenüberliegenden Seite der Galerie. Dunkles Haar, ein engelsgleiches Gesicht, ein bodenlanges grünes Kleid. Ein Grün wie frisches Laub im Frühling. Über ihren Schultern lag ein weißes *Fichu*, jenes dreieckige Tuch, das das Dekolleté der Frauen bedeckte und der aktuellen französischen Mode entsprach. Oswin stockte der Atem. Dieses weibliche Wesen kam seinem Idealbild einer Frau sehr nahe. Sie ging weiter auf der Galerie, und er bemerkte, dass sie sich etwas schwerfällig bewegte, ein wenig humpelnd sogar. Doch das störte ihn nicht, im Gegenteil, es weckte sein Mitleid. Sie suchte offensichtlich ein Buch. Sollte er sie ansprechen?

»Darf ich fragen, ob mir jemand helfen kann?«, rief sie. Diese Stimme – freundlich, aber klar.

Damit war es um ihn geschehen. Er trat aus seinem Versteck hervor. »Seien Sie begrüßt, gnädige Dame, ich kann ...«

Er umrundete das Oval des Rokokosaals und ging ihr entgegen.

»Was ... äh, wie kann ich Ihnen ...?«

Sie hatte kastanienbraunes Haar und grüne Augen, einer Katze ähnelnd. »Ich suche ein Buch über Geburten und Geburtshilfe in den thüringischen Herzogtümern«, sagte sie.

»Oh ja!« Oswin freute sich, ihr helfen zu können. »Ich weiß, wo das ... folgen Sie mir bitte!«

Er präsentierte ihr drei Bücher zu diesem Thema, zwei hatten einen grünen Einband. Sie wählte eines von den grünen, es trug den Titel *Vom Überleben der Gebärenden und deren Leibesfrucht in Teutschen Landen* von Dr. Ernst Schrödinger. Dann öffnete sie das Buch in der Mitte, hielt es vor ihr Gesicht und nahm einen tiefen Atemzug.

»Hm«, machte sie.

Oswin glühte vor Begeisterung. Endlich hatte er jemanden gefunden, der Bücher so liebte wie er selbst: mit allen Sinnen. Er hob seine Hand und näherte sich dem Arm der schönen Frau. Sie trat einen Schritt zurück, er berührte eine Buchseite. »Wunderbar.«

»Hat dieses Buch eine Registriernummer?«, fragte die Dame.

»Ja, sie steht hinten auf dem ...« Er zeigte auf den Buchrücken.

»Tragen Sie es bitte für mich ein!«

Er nickte, führte sie zu seinem Katheder, tunkte einen Gänsekiel in ein Tintenfass und trug die Rückennummer des Buchs in seine Kladde ein. »Darf ich den Namen der werten Dame ...?«

»Annette von Brun. Annette mit zwei ›n‹ und zwei ›t‹. Brun ohne ›h‹.«

Oswin war fasziniert. Solch klare Ansagen erhielt er selten. Er sah sie bewundernd an. »Darf ich noch Ihre Adresse, also ... äh?«

»Meine Adresse? Zu welchem Zweck?«, fragte die Frau.

»Aus Sicherheitsgründen, nur bei Entleihern, die außerhalb Weimars wohnen, ich bitte um Verzeihung, das wurde uns von Geheimrath Voigt so ...«

»Meinetwegen. Saalgasse 5 in Jena.«

»Ich danke Ihnen!« Er notierte die Adresse.

»Ich muss jetzt gehen«, sagte sie.

»Aber Gnädigste, es regnet, sehr stark sogar, wollen Sie nicht ...?«

»Nein«, antwortete sie. »Ich verfüge über einen *Parapluie*!«

Oswin befiel eine leichte Panik. Warum verhielt sie sich so distanziert? Er trippelte zum Ausgang und hielt ihr die Tür auf. Die schöne Frau ging an ihm vorüber, ohne ihn noch einmal anzusehen. Der Regen trommelte auf ihren Schirm und mit eiligen, zugleich ungelenken Schritten entschwand sie in Richtung des Rathauses.

Oswin zögerte, überlegte. Und schon kam ihm eine Idee. Er griff nach dem zweiten grünen Buch und verschwand im Keller der Bibliothek.



Annette hatte sich nicht bei ihrer Tante angemeldet, doch da sie nun einmal in Weimar weilte, wollte sie Louise von Göchhausen gerne besuchen. Als sie im heftigen Regen endlich am Witthumspalais ankam, triefen ihre Schuhe vor Nässe und der Saum ihres grünen Kleids war von Straßenschmutz besprenkelt. Sie umrundete das Gebäude, über-

querte den Hof und klopfte am Hintereingang. Dieser war eigentlich für die Bediensteten gedacht, aber das störte Annette nicht. Im Gegenteil: In diesem Zustand wollte sie auf keinen Fall der Hausherrin Anna Amalia begegnen.

Herrmann, Kutscher und Hausfaktotum, öffnete die Tür.
»Frau von Brun! Schnell herein, ich helfe Ihnen.«

Er nahm ihr den Schirm ab und rief nach Clara, der Zofe ihrer Tante Louise. Diese bürstete Annettes Kleid ab und half ihr, die Frisur zu richten. Auch stopfte sie das feuchte Schuhwerk mit Papier aus und stellte es zum Trocknen an den Kamin. Aufgrund ihres missgestalteten Fußes – die Hebamme hatte ihr während der Geburt den Knöchel gebrochen – trug Annette teure, maßgeschneiderte Schuhe, die gut gepflegt werden mussten. Clara wusste das. Fürsorglich reichte sie Annette ein Paar Wollsocken.

»Ist die Herzoginmutter im Haus?«

Jeder nannte Fürstin Anna Amalia so, obwohl sie nicht die Mutter der Herzogin, sondern des Herzogs war.

»Nein, gnädige Frau, sie weilt im Schloss bei einem Empfang. Ihre Tante ist oben, möchten Sie mit ihr speisen?«

»Ja, gerne, Clara, danke.«

Annette zog die Wollsocken über ihre feuchten Strümpfe und erklomm die Stufen in den zweiten Stock des Wittumspalais. Dort wandte sie sich nach links und betrat die Gemächer von Louise von Göchhausen.

Diese kam ihr entgegen. Wie so oft trug sie ein rotes Kleid, da sie meinte, durch die Farbe mehr Beachtung und Respekt zu finden, was ihr aufgrund ihres Kleinwuchses manchmal verwehrt blieb. Die Fürstin Anna Amalia störte sich nicht an dem vom Schicksal vernachlässigten Körper, sie erkannte Louises scharfen Verstand und ihre gute Bildung, beides qualifizierte sie zur ersten Hofdame. Ihre

vornehmliche Aufgabe bestand darin, die Herzoginmutter und ihre Gäste zu unterhalten und zu ihrer geistigen Erbauung beizutragen.

»Annette, wie schön, dich zu sehen!«

»Danke, Tantchen. Ich hoffe, du befindest dich wohl bei diesem schrecklichen Wetter.«

»Danke, mein Kind, das linke Knie schmerzt, Clara hat mir einen Wickel mit heißen Kartoffeln gebracht, das hilft. Aber sonst fühle ich mich passabel.«

Man konnte es durchaus als Besonderheit werten, dass Annette und ihre Tante sich mit dem vertrauten »Du« anredeten. Üblicherweise wurden Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten mit dem respektvollen »Sie« angesprochen. Lediglich Geschwister, Ehepartner und Gott im Gebet durften geduzt werden. Doch Annette kümmerte sich wenig um solche Konventionen. Sie liebte ihre Tante und die vertraute Anrede war Ausdruck dieser Liebe, was Louise von Göchhausen innerlich erwärmte, da sie keine eigenen Kinder hatte.

»Clara hat mir mit den Schuhen geholfen«, sagte Annette.
»Ein aufmerksames Mädchen.«

»Ja, das stimmt. Seit einem halben Jahr ist sie bei mir. Sehr verständig, höflich und hilfsbereit.«

»Anders als Rosine?«

»Oh ja. Ich hoffe nur, dass diese widerspenstige Person bei Erbprinzessin Maria Pawlowna ein besseres Benehmen zeigt als bei mir. Bitte, nimm Platz!«

Annette setzte sich auf den *Fauteuil* ihrer Tante. »Darf ich zum Essen bleiben?«

»Selbstverständlich, meine Liebe. Es gibt Thüringer Rostbratwurst mit Portulak und Breikartoffeln.«

»Wie wunderbar! Apropos Erbprinzessin, zu welcher

Art Empfang wurde die Herzoginmutter ins Residenzschloss geladen? – Entschuldige, ich bin neugierig!«

»Ein Gesandter des französischen Kaisers hat sich angemeldet, und da meine Herrin der französischen Sprache mehr zugeneigt ist als manch anderer bei Hofe, hat seine Durchlaucht der Herzog sie dazugebeten.«

»Aha, ein Gesandter Napoleons. Weißt du, welche Absichten er verfolgt?«

»Es wird erzählt, Napoleon Bonaparte ...« Sie schüttelte unwillig den Kopf. »... dieser sich selbst krönende Popanz, er wolle ein Bündnis gegen Österreich schmieden. Er soll weitere Gesandte nach Bayern, Württemberg, Hessen und Baden geschickt haben. Das sind aber nur Gerüchte. Und es ist unklar, ob diese angestrebte Allianz auch gegen Preußen und Russland gerichtet ist. Immerhin hat die reine Absicht in Berlin und St. Petersburg große Unruhe verbreitet. Die Pläne von Ihro Durchlaucht Herzog Carl August kenne ich nicht, aber da die Herzoginmutter mit König Friedrich Wilhelm verwandt ist und unsere Erbprinzessin Maria Pawlowna mit Zar Alexander, wäre es sicher keine gute Idee, diesem Bündnis beizutreten.«

»Das klingt so, als habe der Empfang eine weitreichende Bedeutung«, meinte Annette.

»So ist es. Das erkennt man auch daran, dass ich zur Unterhaltung der Gäste nicht gerufen wurde, sie haben keine Zeit für die feinen Seiten des Lebens.«

»Wird es Krieg geben?«

»Schwer zu sagen. Manche sehen Napoleon als Befreier, weil er viele Ideen der Französischen Revolution mit sich bringt, allen voran den *Code civil* als recht fortschrittliches Gesetzeswerk. Andere, wie zum Beispiel Oberstleutnant von Seebach, betrachten ihn als Kriegstreiber und Erober-

rer, er verweist auf Italien. Ich denke, unser Herzog ist weise genug, Kampfhandlungen auf seinem eigenen Boden zu vermeiden.«

So unterhielten sich die beiden Frauen völlig ungezwungen über das politische Geschehen, wohl wissend, dass die meisten Männer am herzoglichen Hof dies einem Weib nicht zugetraut oder zugestanden hätten.

Während des Essens parlierten sie über das Wetter, den seit zwei Tagen anhaltenden Regen und den daraus folgenden Anstieg der Ilm, die gefährlich nahe an das Niveau des Floßholzplatzes gelangt war und drohte, das dort gelagerte Holz, das für dringende Baumaßnahmen benötigt wurde, mit sich zu reißen. Louise von Göchhausen berichtete, dass ihre Herrin Anna Amalia erst wieder in den Sommersitz nach Tieffurth zurückkehren wolle, wenn der Regen nachließ. Danach sollte der Grüne Salon im Witthumspalais den notwendigen neuen Anstrich erhalten.

»Ich hoffe, du bist glücklich mit Wilhelm?«, fragte Tante Louise unverblümt.

»Oh ja!«, kam die Antwort ohne Zögern. »Seit unserer Heirat umso mehr. Es ist ein schönes, sicheres Gefühl, verheiratet zu sein.«

Ihre Tante lächelte.

»Wilhelm liebt mich und er fühlt sich sehr ... zu mir hingezogen.« Für ein Gespräch unter adligen Damen war dies eine recht offene Bemerkung, die Louise von Göchhausen mit einem zufriedenen Nicken quittierte.

»Und so Gott will, werden wir gewiss bald ein Kind bekommen!«, ergänzte Annette.

Tante Louise tätschelte ihre Hand. »Ich wäre sehr gerne die Patentante.«

»Ich weiß. Das hat Wilhelm dir versprochen.«

»Du warst in der Bibliothek?«, fragte die Tante mit einem Blick auf das grüngewandete Buch.

»Ja, dieses Druckwerk«, sie hielt es hoch, »benötige ich für meinen Aufsatz im Neuen Teutschen Merkur. Wieland als Herausgeber hat bereits zugesagt, dass er mein Traktat übernehmen wird. Es geht um ledige Mütter und die Tötung von unehelichen Neugeborenen.«

»Du meinst die absichtliche Tötung?«

»So ist es. Man könnte es auch Mord nennen.«

Die Tante fuhr zusammen.

Annette sprach weiter: »Viele uneheliche Neugeborene werden getötet, um der Schmach zu entgehen. Einige Mütter betrachten dies sogar als gute Tat, um ihrem Kind ein Leben als Bastard zu ersparen.«

»Oh mein Gott! Ist das wahr?«

»Ja, ich habe mit Dr. Schrödinger gesprochen, er hat es bestätigt.«

»Wer ist dieser Schrödinger?«

»Er ist Arzt und Geburtshelfer an der Universität zu Jena. Und er hat dieses Buch verfasst.«

Tante Louise hob die Augenbrauen. »Ein Mann als Geburtshelfer?«

»Er ist mehr Arzt als Mann.«

»Nun ja ...«

»Bitte sei nicht so altmodisch, Tantchen!«

Die Angesprochene lächelte. »Wie soll denn der Titel für deinen Aufsatz lauten?«

»*Die grauen Eminenzen.*«

»*Mon dieu*, was bedeutet das?«

»Das Leben von uns Frauen wird durch grauhaarige Männer bestimmt. Sie sagen uns, was richtig und falsch ist, obwohl sie nicht wissen, was das Leben einer Frau wirk-

lich beinhaltet – schon gar nicht das Leben einer Bürgers- oder Bauersfrau. Das muss aufhören.«

»Kind!«

»Ja, Tantchen, so ist es. Und diese grauhaarigen Eminenzen wollen uns einreden, dass uneheliche Kinder weniger wert sind als eheliche Kinder. Deswegen sind sie für den Tod vieler Neugeborener verantwortlich.«

»Annette!« Tante Louise schob sich aus ihrem Stuhl hoch. »Ich nehme an, du bist hauptsächlich gekommen, um meine Meinung zu diesem Aufsatz zu hören?«

Annette erhob sich ebenso. Sie war aufgeregt. Wie würde Tante Louise reagieren? Sie gehörte einer anderen Generation an, befand sich in ähnlichem Alter wie ihr Onkel Ferdinand von Auerbach, der die Kontrolle über ihr Leben übernommen hatte, nachdem ihre Eltern vor einem Jahr auf tragische Weise zu Tode gekommen waren. Doch Tante Louise war eine andere Persönlichkeit, konnte ihren Gedankenschirm deutlich weiter aufspannen als Onkel Ferdinand. Und sie war eine Frau. Lange, während ihres Erwachsenwerdens, hatte Annette angenommen, dass Männer und Frauen gleich dachten, gleich handelten und annähernd das gleiche Leben führten. Abgesehen vom Gebären und Kriegführen. Als sie fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war, merkte sie, dass die Zahl der Ausnahmen immer größer wurde: das selbstverständliche Auftreten in der Öffentlichkeit und die damit verbundene sichere Stimmlage, mit der Argumente hervorgebracht wurden. Die Normalität, mit der man über das andere Geschlecht lachte und gleichzeitig Unterwürfigkeit erwartete. Die Selbstverständlichkeit, mit der man sich in einen Sattel schwang oder einen Bierkrug hob, sich duellierte und in eine Schlägerei stürzte. Diese Aufzählung hätte man noch problemlos weiterführen kön-

nen. Schließlich schwor sich Annette, das Nette in ihrem Namen nicht länger als Programm ihres Lebens zu betrachten. Mit ihren Eltern hätte sie deswegen einen veritablen Streit ausfechten müssen, so wie sie es auch mit Onkel Ferdinand getan hatte. Aber ihrem Patenonkel brachte sie keine Liebe entgegen, höchstens ein wenig Respekt, wobei auch der zu bröckeln begann, und so war es leichter gewesen, sich von ihm zu distanzieren.

»Du hast recht, Tante Louise. Vor dir kann ich nichts verbergen. Deine Meinung zu meinem Aufsatz ist mir wichtig.«

Ihre Tante sah sie mit strengen Gesichtszügen an. »Pass auf, das ist gefährlich!«

»Willst du mir den Aufsatz verbieten?«

»Nein. Ich habe dir noch nie etwas verboten.«

»Das stimmt.«

»Ich will dich nur warnen. Die meisten Männer verstehen die Umstände der Zeit, in die man hineingeboren wird, als Determinante des Lebens. Als natürliche, nicht veränderbare Prägung. Und wenn etwas verändert werden müsste, dann bestimmt nicht durch eine Frau. Du wirst erheblichen männlichen Widerstand hervorrufen, das solltest du wissen.«

»Ja, ich weiß das. Aber der Geist unserer Zeit ist bereit dafür. Viele Frauen in meinem Alter wollen sich nicht mehr in diese Verhältnisse einordnen, Bäuerinnen, Frauen des Bürgertums, gleichwohl solche des Adels. Die Revolution der Franzosen gibt uns Kraft und Präsenz. Und mein Aufsatz wird uns eine Stimme geben.«

»Ich sehe, du bist dir deiner Sache sicher. Und du bist jung genug, um Dinge infrage zu stellen und Ansichten dein Eigen zu nennen, die nicht von gepuderten Zöpfen, Leib-

röcken und Schnallenschuhen dominiert werden. Ganz gleich, was passiert, ich werde zu dir stehen und dir helfen, so weit es in meiner Macht steht!«

Sie umarmten sich. Das war nicht einfach, denn Annette überragte sie deutlich. Doch das Stigma der Unvollkommenheit erzeugte ein natürliches Band zwischen den beiden Frauen.

»Weiß Wilhelm davon?«, fragte Louise von Göchhausen.

»Ich habe ihm gesagt, dass ich etwas Ähnliches vorhabe, letztes Jahr an Weihnachten.«

»Während eurer Hochzeit?«

»In der Hochzeitsnacht.«

Die Tante schmunzelte. »Ich habe damit keine Erfahrung, aber soweit ich weiß, beschäftigt man sich in der Hochzeitsnacht mit etwas anderem.«

»Ich habe ihm das erst nach dem ... Anderen gesagt.« Jetzt musste auch Annette schmunzeln. Unter Frauen konnte man durchaus über dieses Thema reden. »Nur den Titel des Aufsatzes, den kennt er bislang nicht. Ich spreche mit ihm heute Abend.«

»Gut, das solltest du tun. Du kannst ihm vertrauen.«

»Am Sonntag wird er wieder seine Ziehmutter besuchen, danach kommt er zu deiner Französischlektion, das soll ich dir ausrichten.«

»Oh, fein, er macht gute Fortschritte. Nimmst du die ordinäre Postkutsche zurück nach Jena?«

»Ja, diejenige um 16 Uhr.«

»Sehr gut, dann haben wir noch Zeit, eine Patience zu legen?«

»Sehr gerne«, antwortete Annette. »Ach, eine Frage: Kennst du den seltsamen Mann, der in der Bibliothek die Ausleihe der Bücher betreibt? Ein verschrobener Mensch,

kaum Haare, spitze Nase, vielleicht dreißig Jahre alt, verhält sich aber wie ein Fünfzehnjähriger und spricht nur halbe Sätze.«

»Du hast ihn gut beschrieben, ja, den kenne ich. Das ist der Bibliotheksgehilfe, er heißt Oswin Heimlich. Tatsächlich ein seltsamer Mann, aber harmlos!«

2. Vom Werken und der Werkstatt

Jena, Donnerstag, 13. Juni 1805

Wilhelm stand am Werkstattfenster und sah hinaus auf die Saalgasse. Es regnete wieder, mal schwächer, mal stärker, für den Juni in Thüringen nichts Besonderes. Er ging zurück an seinen Arbeitsplatz. Seit einem Jahr arbeitete die Instrumentenwerkstatt seines Meisters Martin Gottfried Reisinger nur an Gitarren. Bogeninstrumente wie Geige oder Bratsche wurden selten angefragt, und wenn, dann ging es meist um Reparaturen. Seit die Fürstin Anna Amalia die erste Gitarre aus Italien mitgebracht hatte, damals lediglich mit fünf Saiten bespannt, hatte dieses Instrument sich rasch verbreitet. Jacob August Otto, der Vorbesitzer von Reisingers Werkstatt, hatte einige Änderungen daran vorgenommen. Die tiefe E-Saite war dazugekommen, und statt einer einzelnen umsponnenen Saite waren es nun drei – die Tieftöner. Damit klang die Gitarre weicher, war prallvoll mit Tönen und hatte enorm an Beliebtheit gewonnen.

Reisinger schätzte Wilhelms Arbeit, auch wenn dieser bis zum Herbst des vergangenen Jahres in Weimar als Tischlergeselle gearbeitet hatte. Wilhelm hatte sich schnell in den Instrumentenbau eingefunden und sogar eine wichtige Verbesserung eingebracht: Das Griffbrett der Gitarre wurde, da es aus besonders hartem Holz gefertigt sein musste, auf Wilhelms Anregung aus dem Kernholz

des Goldregens gearbeitet. Viele Goldregenpflanzen wurden von den Bauern herausgerissen, da ihre Samen giftig waren, besonders für Kinder und Pferde. Damit war dieses Holz deutlich günstiger zu erwerben als das aus fernem Ländern eingeführte Ebenholz. Das hatte die Preise der Gitarren reduziert, die Anzahl der hergestellten Instrumente erhöht, Reisingers Vermögen vermehrt und seinen guten Ruf gestärkt. Manchmal, wenn ein reicher Mann eine Gitarre bestellte, berechnete der Meister das teure Ebenholz, während Wilhelm, unter strikter Verschwiegenheit, das günstige Goldregenholz verwenden musste. Wilhelm war solch ein Betrug zuwider, aber er schluckte seine Abneigung hinunter wie einen dicken Brocken in der Milchsuppe, um seine Werkstelle nicht zu gefährden. Mit Aufmüpfigkeit einem Meister gegenüber hatte er im vergangenen Jahr schlechte Erfahrungen gemacht.

Wegen des Wetters erschienen an diesem Tag kaum Kunden in der Werkstatt, sodass beide in Ruhe arbeiten konnten. Zwischendurch versicherte sich Wilhelm, dass er am kommenden Sonntag Pferd und Kalesche des Meisters für den Besuch seiner Ziehmutter in Weimar nutzen durfte. Seit er bei Reisinger arbeitete, lieh er sich das Gespann regelmäßig zur Monatsmitte aus. Wilhelm fragte jedes Mal höflich, denn schließlich war dies ein großes Entgegenkommen. Nur wenige Handwerksmeister konnten sich ein eigenes Pferd leisten, ein Geselle schon gar nicht, denn der verdiente nicht viel mehr als eine Zofe oder ein Knecht. Nach dem Besuch weilte Wilhelm üblicherweise bei Louise von Göchhausen, um bei ihr Französischunterricht zu nehmen. Er hatte diese Sprache in der Schule nicht gelernt, fand den weichen, anschmiegsamen Klang der Wörter aber so angenehm, dass er unbedingt deren Grundlagen erlernen wollte.

Außerdem war *le français* bei Hofe und im gebildeten Bürgertum die angesagte Sprache der Zeit.

Gegen 12 Uhr schickte Reisinger ihn nach oben zum Mittagsmahl. Er selbst wollte in der Werkstatt bleiben, er ging selten mittags nach Hause, da er alleinstehend war und am anderen Ende der Stadt in der Nähe der alten Johanskirche wohnte. Er aß seine mitgebrachte Wurstbemme. Die Wohnung über der Werkstatt hatte er Wilhelm und Annette überlassen, zu einem günstigen Mietzins, mit der Auflage, jederzeit auf das Haus aufzupassen, das Reisinger von seinem Onkel geerbt hatte. Leider bereitete es Annette mit ihrem verkrüppelten Fuß Schwierigkeiten, die Treppe hoch- und runterzusteigen, aber sie ertrug es, ohne zu klagen.

Als Wilhelm die Wohnung betrat, sah er seine Ehefrau wie so oft an ihrem Schreibtisch sitzen, über Büchern und Zeitschriften, zwischen Gänsekiel und Tintenfass. Als sie ihn bemerkte, eilte sie herbei und umarmte ihn. Er gab ihr einen zärtlichen Kuss.

»Liebes, ich habe einen Bärenhunger!«

»Oh, wie viel Hunger hat denn ein Bär? Ich kenne keinen!«

»Aber du kennst mich!«

»Das stimmt, der Graupeneintopf köchelt schon auf dem Herd. Ich hole die Teller und die Becher. Kannst du noch die Kräuter schneiden, dort auf dem Tisch? Petersilie und Sauerampfer, die streuen wir drüber.«

»Natürlich, gerne«, antwortete Wilhelm und griff nach einem großen Messer. »Übrigens, du wolltest mit mir sprechen. Ich denke, es hat etwas mit dem grünen Buch dort zu tun?«

»Das stimmt, also ...«

In diesem Moment hörten sie einen lauten Knall von unten aus der Werkstatt, so als sei etwas umgefallen. Wilhelm ließ das Messer fallen und rannte die Treppe hinab.

Reisinger lag auf dem Boden, ein großes Fichtenholzbrett neben sich, er rieb sich den Arm.

»Meister, was ist passiert?«

»Ach nichts, ich bin ausgerutscht, das ist alles. Gehen Sie wieder hinauf zu Ihrer Frau, sie hat Ihnen bestimmt etwas Gutes gekocht.«

»Äh ... wirklich? Haben Sie sich verletzt?«

»Nein, nun gehen Sie schon!« Reisinger hielt sich den linken Ellenbogen.

Wilhelm war nicht sicher, was dieses Verhalten zu bedeuten hatte. Zögernd drehte er sich um und stieg die Treppe hinauf.

»Danke!«, rief Reisinger hinter ihm her.

Während des Mittagessens diskutierte das Ehepaar den Vorfall. Vor zwei Wochen war bereits Ähnliches passiert. Annette fragte, ob der Meister vielleicht krank sei. Wilhelm hatte nichts dergleichen bemerkt. Sie meinte jedoch, eine innere Krankheit müsse nicht gleich auffallen. Manche Menschen – besonders Männer – verbargen ihre Krankheitszeichen, um nicht als Zärtling zu gelten.

»Was meinst du denn mit ›innerer Krankheit‹?«

»Eine Blutarmut, ein Geschwür oder etwas in dieser Art.«

»Mein Gott!«, presste Wilhelm hervor. »Hoffentlich hat er ein Testament gemacht ... Die Werkstatt!«

»Nur langsam, Liebster, so schnell stirbt der Meister nicht. Den großen Schicksalsschlag hat er überstanden.«

»Du meinst den Tod seines einzigen Kindes?«, fragte Wilhelm.

»Ja. Und danach das Ableben seiner Frau.«

»Oh ja, das war schlimm. Sie quälte sich viele Wochen im Kindbett und verschied dann ebenfalls. Auch darüber kannst du schreiben: Die Ausbildung der Hebammen und Geburtshelfer muss verbessert werden. Es sterben zu viele Neugeborene.«

Annette lächelte. »Und zu viele Gebärende. Ich bin vollkommen deiner Meinung. Dieser Gegenstand ist bereits in meiner Schrift enthalten.«

»Du kluge Frau!«

Sie aßen weiter, für einige Minuten hörte man nur die Löffel klappern, während sie ihren Gedanken nachgingen.

»Woran denkst du?«, fragte Annette.

»Ach, Liebste, es entzündeten sich Geistesblitze in meinem Kopf, derer ich mich fast schämen muss.«

Sie strich ihm über den Handrücken. »Vor mir musst du dich nicht genieren. Vertrau mir!«

»Eine eigene Werkstatt, an die denke ich. Mein eigener Meister zu sein, ohne einem anderen Menschen nach dem Mund reden zu müssen, verstehst du?«

Sie lächelte in einer Art, an der er sofort erkannte, dass sie ihn verstand. »Das kann ich gut nachempfinden. Dennoch bin ich überrascht, ich wusste nichts von diesem Ansinnen.«

»Seit meinem Streit mit Meister Frühauf vor einem Jahr wünsche ich mir das. Ich wollte es nicht so deutlich nach außen tragen und es braucht Zeit, so etwas geschieht nicht von heute auf morgen.« Wilhelm überlegte, Annette von Reisingers Holzbetrug zu berichten, entschied sich jedoch dagegen, um sie nicht zu beunruhigen. »Heute Nacht hatte ich einen Traum«, sagte er. »Ich stand mit zwei Frauen im Hof des Landguts Kötschau, genau in

der Mitte, rundherum war alles neu, wunderschön, eine Werkstatt, ein Bureau, ein Pferdestall, eine Wagenremise, Mägde, Knechte ... Ich weiß, es war nur ein Traum, aber es war ... so echt!«

»Zwei Frauen?«

Wilhelm sann seinem Traum nach. Ja, er hatte zwei erwachsene Frauen gesehen. Das Bild war nur kurz aufgetaucht und schnell wieder verschwunden – einem scheuen Vogel gleich.

»Die eine war klein und jung«, behauptete er notliegend.
»Wahrscheinlich unsere Tochter!«

Annette lächelte. »Bitte behalte diesen Traum. In der Nacht ist er nah, am Tag so fern. Doch nicht unerreichbar!« Sie küsste ihn. »Du brauchst Geduld, und die hast du! Meine Großmutter, Mathilde hieß sie, sagte immer: Jeder Mensch braucht drei Lebensträume. Mit Zielstrebigkeit und Gottes Beistand werden ihm zwei davon erfüllt. Den dritten sollte er einen Traum bleiben lassen.«

Wilhelm wollte etwas antworten, doch er merkte, dass er zunächst über die Darlegung von Großmutter Mathilde nachdenken musste.

»Es schmeckt sehr gut, Liebes!«, sagte er stattdessen.

»Danke!«

Der Regen trommelte aufs Dach.



Am Abend desselben Tages säuberte Wilhelm die Werkstatt, hängte alle umherliegenden Werkzeuge an ihre vorgesehenen Haken des Arbeitsbretts, prüfte, ob die Fenster geschlossen waren, und verriegelte die Türen. An der Garderobe hing Reisingers Hut, ein ungewöhnliches Stück

aus rotem Filz, an der Vorderseite mit einem Stern versehen, der einem Orden ähnelte. Kaum ein Mensch ging ohne Hut auf die Straße, doch dieses Exemplar schien Reisiger besonders wichtig zu sein. Wilhelm wusste nicht warum, vielleicht war es ein Erbstück. Selten ließ der Meister es zurück, wenn er die Werkstatt verließ. Wahrscheinlich hatte er heute die Kapuze seines Regencapes übergestülpt, da störte der Hut.

Wilhelm ging hinauf in die Wohnung, er freute sich auf einen gemütlichen Abend mit Annette bei einem Becher Wein. Nach dem Essen erzählte sie von dem grünen Buch und von Oswin Heimlich, dem seltsamen Bibliothekshelfen. Just als sie von ihrem geplanten Aufsatz im Neuen Teutschen Merkur berichten wollte, schreckte Wilhelm auf.

»Was beunruhigt dich?«, fragte Annette.

»Ich meine, Schritte gehört zu haben.«

»Von draußen?«

»Nein, von unten!«

»Aber der Meister ist doch längst zu Hause!«

»Das ist es ja eben!« Wilhelm schritt zum Herd und nahm einen Kochlöffel zur Hand.

Annette lachte. »Willst du dich damit verteidigen?«

Er legte den Holzlöffel zur Seite und ergriff stattdessen das große Messer, mit dem er am Mittag die Kräuter geschnitten hatte. Jetzt lachte seine Frau nicht mehr.

Langsam stieg er die Stufen hinab, eine nach der anderen, fast geräuschlos. Auf der vorletzten Trittfläche blieb er stehen. Ein Schatten stand reglos im Raum. Wilhelm wartete, starrte auf den grauen Umriss eines großen, kräftigen Mannes. Jetzt wurde die Silhouette zum Leben erweckt: Der Eindringling bewegte sich. Das Blut schoss

Wilhelm in den Hals, in den Kopf, formte sich zu Wut. Er trat auf die letzte Stufe, die so ausgetreten war, dass sie laut knarrte.

Der Schattenmann wirbelte herum. Wilhelm hob das Messer, es blitzte im Mondlicht auf.

»Ahh!« Der Einbrecher stieß einen Urschrei aus und floh in Richtung Fenster.

Wilhelm stellte ihm ein Bein, der Gauner stolperte, fiel, lag vor ihm, ausgestreckt, sich seitlich mit den Händen abstützend, den Blick auf Wilhelm gerichtet. Er schrie nicht mehr, er brachte keinen Laut heraus, die Angst vor dem drohenden Messer verzerrte sein Gesicht zu einer Schreckensmaske. Impulse fuhren Wilhelm durch den Kopf: Sollte er zustechen, einen Menschen verletzen oder sogar töten? In Bruchteilen von Sekunden meinte er, diesen Mann schon einmal gesehen zu haben.

Unwirklich, traumähnlich baute sich das Bild eines Dolchs vor seinem geistigen Auge auf, das Bild der Waffe, die ihn vor einem Jahr fast das Leben gekostet hätte. Langsam senkte er seine Hand.

Der Eindringling erkannte die Geste als Zeichen der Gnade, raffte sich auf und sprang durch das Fenster hinaus in den Hof.

Wilhelm blähte die Wangen auf und blies einen Strom der Erleichterung aus.

»Alles in Ordnung?«, rief Annette von oben.

Wilhelm konnte nicht antworten, er stand dort am Fuß der Treppe, das Messer in der Hand haltend, wie eine steinerne Nachbildung seiner selbst. Das Einzige, was er von dem Mann in Erinnerung behielt, war dessen pockennarbiges Antlitz. Das allein war jedoch in einer Zeit der Pockenepidemie kein eindeutiges Erkennungszeichen.

Annette kam mit einem Talglicht heruntergehumpelt. Die Leuchte ähnelte einer Argand'schen Luftstromlampe, ein Glaszylinder umgab die Flamme. Offenes Feuer war in einer Holzwerkstatt strengstens verboten.

»Wie ist das möglich?«, stammelte Wilhelm mit Blick auf den weit geöffneten Fensterflügel. »Ich habe alle Fenster kontrolliert, sogar am Griff gezogen, um zu prüfen, ob sie verschlossen sind.«

Annette sah sich den Fensterrahmen genau an. »Keine Einbruchsspuren.«

»Ich habe dieses eine wohl vergessen«, murmelte Wilhelm.

»Du bist auch nur ein Mensch«, sagte Annette. »Fehlt denn etwas?«

Sie leuchteten den gesamten Raum ab, es schien nichts gestohlen worden zu sein. Die Werkzeuge und Instrumente, das Material – alles an seinem Platz.

»Was wollte der Kerl hier?«, fragte Wilhelm ins Leere.

»Vielleicht dachte er, es seien Taler oder Gold zu holen.«

Wilhelm fühlte sich als Versager, als unzuverlässiger Bewacher des Hauses. Immer wieder hatte Reisinger ihn gemahnt, gut aufzupassen, denn nachts trieb sich viel Gesindel in der Stadt herum. Wilhelm schloss das Fenster und verriegelte es.

»Du brauchst dem Meister nichts von dem Einbruch zu sagen«, meinte Annette. »Es ist schließlich kein einziges Stück gestohlen worden.«

»Wirklich?« Wilhelm hatte ein ungutes Gefühl bei dem Gedanken.

»Ja«, antwortete Annette. »Du musst ja nicht lügen.« Sie kannte seine Geisteshaltung. »Du verschweigst lediglich etwas.«

»Ist das nicht das Gleiche?«

»Oh nein, Liebster, das eine ist aktive Irreführung, das andere ein passives Ausweichen. Komm, wir gehen hinauf, ich bin müde!«

Wilhelm nickte. Die Narbe an seinem Bauch brannte. Genau dort, wo ihm sein Halbbruder im vergangenen Jahr einen Dolch in den Leib gestoßen hatte.

3. Von Colette auf schwierigem Parkett

Weimar, Freitag, 14. Juni 1805

»Colette, komm mal her!«

»Ja, Herr Professor?«

Karl August Hoffmann, der Hofapotheker am Weimarer Markt, sah sie streng an. »Höre, ich erwarte einen Apothekerkollegen aus Schweinfurth, er dürfte bald hier sein. Ich habe mit ihm Wichtiges zu besprechen, hinten im Kontor, und möchte nicht gestört werden. Du bleibst vorn im Laden, hast du mich verstanden?«

»Natürlich, Herr Professor!«

»Und keine langen Ohren machen! Wenn Kundschaft kommt und eine Arznei verlangt, von der du noch nie gehört hast, sagst du demjenigen, er solle morgen wiederkommen.«

»Jawohl.«

Es dauerte keine halbe Stunde, bis der angekündigte Besuch eintraf. Ein großer, massiger Mann marschierte in die Apotheke. Er trug eine Perücke und lachhafte Schuhe, deren Spitzen sich nach oben bogen wie manch ein Schiffsbug. Professor Hoffmann redete ihn mit dem Namen Ruß an, dann verschwanden die beiden im hinteren Teil des Hauses. Colette musste den Boden an der Eingangstür trocken wischen, da Herr Ruß mit seinen seltsamen Schuhen Regennässe hereingetragen hatte.

Sie sollte vorn im Laden bleiben, hatte der Professor gesagt. Wie immer: Wenn etwas verboten war, wurde es erst recht interessant. Und Colette kannte einen Trick. Wenn sie die Ofenklappe öffnete, konnte sie durch den Ofenzug verstehen, was im Kontor gesprochen wurde, das hatte sie schon mehrmals ausprobiert. Heute vernahm sie allerdings nur einzelne Wortfetzen, da die Männer recht leise sprachen. »Bibileg«, »Dose« und »grün«. Dann ging die Klingel der Ladentür, sie schloss schnell die Ofenklappe und verkaufte dem Kunden einen Kräutersud zur Verbesserung der Verdauung.

Aus den Wortfragmenten konnte sie nicht erschließen, um welches Thema es ging. Colette würde sich am Abend mit ihrer Freundin Rosine treffen, die war schlau, vielleicht konnte sie etwas mit den Wörtern anfangen. Colette wusste, dass viele Apotheker Wässerchen verkauften, die nur Wasser und Bitterstoffe enthielten, aber keine Wirkmittel. Dass eine Medizin bitter schmecken musste, war klar, sonst war sie wertlos. Colette wollte herausfinden, was die beiden Apotheker zu besprechen hatten, denn möglicherweise hätte sie damit etwas in der Hand, um mehr Lohn zu verlangen. Was für eine lächerliche Summe Hoffmann ihr bezahlte, nicht zu fassen!

Sie war kurz vor Sonnenuntergang am Teich im Baumgarten mit Rosine verabredet. Ihre Freundin schaffte es meistens, eine Flasche Wein aus den Beständen der Erbprinzessin Maria Pawlowna unter ihrem Rock aus dem Schloss zu schmuggeln. Das gehörte sich zwar nicht, aber Colette freute sich schon darauf.



Kurz vor zehn am Abend saßen Colette und Rosine auf dem steinernen Rand des Baumgartenteichs. Es hatte aufgehört zu regnen. In den umliegenden Gärten, die von Justin Bertuch, dem reichsten Mann der Stadt, zu moderaten Preisen an das gemeine Volk verpachtet wurden, regte sich kaum mehr etwas, die Dämmerung brach herein. Die Weinflasche wanderte zwischen den beiden Frauen hin und her.

»Rosine, ich habe heute den Hoffmann und einen Gast aus Schweinfurth belauscht. Das Gespräch schien dem Professor sehr wichtig zu sein, ich durfte nicht in die Nähe kommen.«

Rosine sah sie gelangweilt an und nahm einen weiteren Schluck aus der Flasche. »Und?«

»Die haben recht leise gesprochen, ich habe nur ›Bibileg‹, ›Dose‹ und ›grün‹ verstanden. Hast du eine Ahnung, über was die geredet haben?«

»Bibileg – was soll das sein?« Rosines blonde Haare leuchteten in der Dämmerung.

»Keine Ahnung.«

»Und was für eine Dose?«

»Wir haben eine Menge Dosen in der Apotheke«, antwortete Colette. »Vielleicht versteckt er darin etwas. Und grün? Na ja, wir mixen täglich Essenzen aus Kräutern, womöglich hat es damit zu tun.«

»Hm, ich denke darüber nach. Wie hieß denn der Besucher?«

»Oh, das weiß ich nicht mehr. Der Professor hat den Namen genannt, aber ... ich habe ihn vergessen.«

»Dumme Gans!«

»Rosine!«

»Du wirst dir wohl einen einzelnen Namen merken können, bist doch kein Kind mehr, oder?«

»Natürlich nicht.« Colette überlegte einen Moment.
»Vielleicht hieß das auch nicht ›Dose‹, es klang irgendwie anders ... ›Doses‹ möglicherweise. Ist das Französisch?«

»Quatsch! Ich sag's ja: dumme Gans!«

»Du bist ordinär!« Colette stand auf und lief schmallend nach Hause. Morgen, wenn sie ausgeschlafen war, würde ihr der Name gewiss einfallen.

Sie schaffte es gerade noch, ihr Elternhaus zu erreichen, bevor der Regen wieder einsetzte.



Rosine Schandinger arbeitete in der Entourage der Erbprinzessin Maria Pawlowna, nicht als Zofe, wie früher bei Louise von Göchhausen, sondern als Küchenhilfe. Das war zwar eine langweilige Tätigkeit, immer nur Gemüse putzen, schälen und schneiden, aber zumindest musste sie keiner hochnäsigen Adligen die Sachen hinterhertragen und dabei eine weiße Schürze und ein »ach so fein« besticktes Häubchen tragen. Diese Kleidungsstücke empfand sie als Uniform der Unterstellten, als Kennzeichen derer, die keine Stimme hatten. Bei ihrer neuen Stelle trug sie die normale, in einer Küche übliche Arbeitskleidung, die im Laufe des Tages immer mehr Flecken bekam, woran sich niemand störte, Rosine selbst am wenigsten. Die Köchin behandelte sie gebühlich, und solange sie pünktlich zur Arbeit erschien und ihre Aufgaben klaglos ausführte, gab es keine Probleme. Rosine bekam die russische Fürstin nur selten zu Gesicht, da diese ein Kind erwartete und zur Schonung ihrer Leibesfrucht in ihren Gemächern verweilte. Auch musste Rosine nicht im Schloss wohnen, was ihr sehr angenehm war. Sie übernachtete lieber in ihrer Kammer in

der Kleinen Gerbergasse. Dort hatte sie ihr eigenes Reich, zwar eng und karg, aber sie hatte ihre Ruhe und musste ihr Bett nicht mit einer anderen Küchenhilfe teilen.

Zu Beginn des Jahres war sie endlich von ihrer vorigen Herrin losgekommen. Wenn sie sich daran erinnerte, wie diese eingebildete Person sie behandelt hatte, stieg eine wilde Wut aus ihrem Inneren hoch. Und ständig diese rote Kleidung, nur weil das Fräulein von Göchhausen meinte, damit größer auszusehen, diese missgebildete Zwergenfrau! Ganz zu schweigen von dem jungen Mann, der Rosine verhöhnt hatte, draußen im Schloss Tieffurth. Ihn hatte sie mit ihren unbestreitbar vorhandenen weiblichen Reizen nicht erreichen können – das passierte ihr selten. Vielleicht war er mehr an Männern interessiert? Das sollte es ja geben. Doch sie musste ihr seelisches Feuer zügeln – alles zu seiner Zeit. Sie war nicht zurückgewichen, um klein beizugeben, sondern um Anlauf zu nehmen.

Rosine lag im Bett und ließ ihre Gedanken kreisen. Bibileg, Dose und grün. Über Medizin und Kräuter wusste Colette einigermaßen Bescheid, ansonsten war sie ein naiver Bauerntrampel, vor einem Jahr aus Tröbsdorf herübergekommen. Rosine kannte keine Bibi. Sie murmelte das Wort vor sich hin: Bibileg. Und während sie es aussprach, kam ihr eine Idee. Hatte Colette sich möglicherweise verhöhrt? Vielleicht hatten die Männer von der Bibliothek gesprochen?

Schlagartig setzte Rosine sich im Bett auf. Die herzogliche Bibliothek! Dort kannte sie jemanden, der ihr helfen würde: Oswin. Der war mindestens so einfältig wie Colette. Und Rosine wusste genau, wie sie ihn überreden konnte, etwas für sie zu tun. Und wenn Colette den Apotheker unter Druck setzte, dann hatte Rosine als Mitwis-

serin wiederum Colette in der Hand. So etwas war immer von Nutzen.

Zufrieden legte sie sich wieder hin, zog die Bettdecke über die Schultern und schloss die Augen. Mit dem gleichmäßigen Plätschern des an ihrem Fenster herablaufenden Regenwassers schlief sie ein.

4. Von einer feinen Dame mit unfeinem Benehmen

Jena, Samstag, 15. Juni 1805

Am Samstag früh gegen 6 Uhr hörte es endlich auf zu regnen. Um 8 Uhr verließ Maria von Dettmansberg ohne ihre Zofe die Unterkunft im Gasthof zum Bären. Nahe dem Schloss durchquerte sie die Befestigungsanlagen und betrat den inneren Bereich der Stadt.

Sie war aufgeregt. Sollte der Hinweis sich bestätigen? Sie musste vorsichtig sein, um nicht einem Betrüger anheimzufallen. Aber sie hatte einen Plan. Und es gab ein eindeutiges Erkennungszeichen.

In der Saalgasse angekommen, suchte sie, wie von ihrem Informanten erwähnt, das größte Haus auf der dem Schloss abgewandten Seite der Gasse. Es war aus stabilem Fachwerk gebaut, dunkle Eichenbalken, das Gefach weiß getüncht. Unten waren die Fenster größer als in der ersten Etage, darüber ein steiles Dach, mit grauen Schindeln belegt. Auf einem Emailleschild las sie: »Martin Gottfried Reisinger – Gewissenhafter Bau von Musikinstrumenten«. Sie klopfte an die Tür. Ein junger Mann öffnete, etwas älter als sie selbst, wohl Ende zwanzig, dunkle Locken, blaue Augen, groß gewachsen, etwa sechseinhalb Fuß.

Sie erklärte, eine Gitarre kaufen zu wollen. Das war nur ein Vorwand, aber den Luxus konnte sie sich leisten. Der junge Mann bat sie herein und bot ihr einen Tee an, den

sie dankend ablehnte. Im Hintergrund arbeitete ein zweiter, älterer Handwerker mit dunklem Bart, eine Holzplatte lackierend. Sie ging zielstrebig auf ihn zu. Sie musste das offizielle Ziel ihres Besuchs aktiv vertreten, sonst würden die beiden Männer misstrauisch. »Sind Sie Jacob August Otto?«

»Nein, Gnädigste, ich bin Martin Gottfried Reisinger. Meister Otto war der vorherige Besitzer dieser Werkstatt, er lebt und arbeitet jetzt in Halle an der Saale, etliche Meilen stromabwärts. Ich habe seine Werkstätte übernommen.«

»Gut. Können Sie mir eine Guitarre anfertigen? Dieses neue Modell mit sechs Saiten.«

»Selbstverständlich, gerne. Es gibt da verschiedene Hölzer, deutsche Fichte zum Beispiel, Tanne und Ahorn. Am besten klingt die amerikanische Sitka-Fichte, die ist aber ...«

»Gut, nehmen Sie diese ... amerikanische Fichte!«

Reisinger hob die Augenbrauen und lächelte. »Für die Herstellung benötigen wir zwei bis drei Monate, Qualität braucht ihre Zeit.«

»Ich verstehe, das ist in Ordnung.«

»Wir müssen das Holz besorgen und sofort bezahlen, deshalb benötige ich eine Anzahlung, wenn es Ihnen recht wäre.«

Maria nickte. »Wie viel?«

»Die Hälfte des Gesamtpreises, fünfzig Taler.«

»In Ordnung«, sagte sie, auch wenn sie mit dieser hohen Summe nicht gerechnet hatte. Das konnte gut und gerne der halbe Jahreslohn eines Handwerkers sein. »Ich schicke später einen Boten vorbei.«

»Darf ich den Namen der werten Dame notieren?«, fragte der Meister und griff nach einem Federkiel.